

Helvetica

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **27 (1925)**

Heft 16

PDF erstellt am: **22.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

<http://www.e-periodica.ch>

HELVETICA

Wir konnten kein aktuelleres Buch erhalten als Hermann Weilenmanns *Vielsprachige Schweiz*.¹⁾ Diese Schrift enthält in Wahrheit unsere Nationalgeschichte unter dem Gesichtspunkt des vielsprachigen Zusammenlebens. Die juristisch-historische Bildung des Verfassers verbürgte von vornherein eine interessante Lösung. Ich gestehe freilich, dass ich auf vielen Seiten eine weniger abstrakte Darstellung in einem weniger spröden Stil gewünscht hätte. Aber anderseits wird bei fortschreitender Lektüre immer klarer, wie viel die strengste Sachlichkeit durch Verzicht auf sekundäre Hilfsmittel gewonnen hat. Das Buch stellt, wie es ist, den wertvollen Rahmen eines nationalen Problems erster Ordnung dar, und ist zugleich eine Fundgrube bisher weit verstreuter zum erstenmal in diesem Sinn vereinigter Tatsachen. Die dadurch geleistete Arbeit kann gar nicht hoch genug veranschlagt werden. Niemand, der künftig Schweizergeschichte gründlich zu lernen und zu lehren hat, sollte auf die Durcharbeitung dieses Werks verzichten. Aber auch der historisch und gegenwartspolitisch interessierte Gebildete wird reichen Gewinn aus dessen Lektüre ziehen. Ich will hier nicht versuchen, seinen Inhalt auf eine Formel zu bringen, sondern nur, durch einige Gedanken mich ihr zu nähern. Es ist erstaunlich, mit welcher Geschicklichkeit die Schweizer seit mehr als einem Jahrtausend die Sprachgrenzen wirtschaftlich und politisch überwinden. Es ist erstaunlich, mit welchem nur selten getrübbten Verständnis Menschen verschiedener Zunge und Zivilisation in den verschiedensten Lagen sich zurechtfinden. Es ist erstaunlich, bis zu welchem Grade unserm dreisprachigen Staatswesen der eifersüchtige Sprachkampf unbekannt ist. Es gab Zeiten, wo das Deutsche, und Zeiten, wo das Französische vordrang. Es gab Zeiten, wo das Eine, und Zeiten, wo das Andere für höher und vornehmer galt. Aber es gab nie eine Zeit, wo ein Volkstum das andere verdrängen wollte. Die Schweiz besitzt den angeborenen Respekt vor der Vielsprachigkeit. Der Artikel 116 der Bundesverfassung, wodurch Deutsch, Französisch und Italienisch zu „Nationalsprachen des Bundes“ erhoben werden, ist, historisch betrachtet, kein erzwungener Kompromiss, sondern nur eine glückliche technische Lösung, die im Urinstinkt der Nation vorbereitet lag. Plumpe Ungeschicklichkeit und gebildete Hyperkritik haben bisher erfolgreiche Untersuchungen über den Charakter der Schweiz verzögert. Aber es kann nicht fehlen, dass wir mit unserm Sinn für die Vielfalt der Welt auch einmal fähig werden, unsere geistige Eigenart wissenschaftlich, das heißt in methodischer Arbeit, zu erfassen. Dann dürfte sich erweisen, dass wir, aller Kleinheit und schlimmster Gebrechen unerachtet, eines praktischen Messianismus nicht ermangeln, und ein historisch begründetes und dokumentiertes Bedürfnis hegen, an der Gestaltung der Menschheit mitzuwirken. Es kann im Voraus kein Zweifel sein, in welchem Sinne dies geschah, geschieht und geschehen wird. Der große Beat Ludwig v. Muralt schrieb das Schweizerischste, was man sagen kann, als er das Wort prägte: *Une des beautés de l'univers, c'est la diversité.*

*

¹⁾ *Die vielsprachige Schweiz. Eine Lösung des Nationalitätenproblems* Mit Karte und zehn Luftaufnahmen der Sprachgrenzgebiete. Rhein-Verlag, Basel und Leipzig, 1925.

Auch vom Charakter der Schweiz, aber nicht von innen heraus begriffen, sondern von außen geschaut, handelt die inhaltsreiche Broschüre *Philhelvetism* von Eduard Ziehen.¹⁾ Gegenstand dieser knapp gedrängten Schrift sind die prohelvetischen Strömungen Englands von der Reformation bis zur Romantik. Es ergibt sich, dass der Philhelvetismus tatsächlich ein Phänomen des englischen Geisteslebens innerhalb der bezeichneten Epoche darstellt. Der englische Philhelvetismus bildet das schöne Gegenstück zur schweizerischen Anglophilie, die in B.L.v.Muralt und J.J.Bodmer ihren mächtigsten und folgenschwersten Ausdruck gefunden hat. Dreifach war die englische Sympathie für die Schweiz begründet: religiös, politisch und pittoresk. Die Anknüpfung persönlicher Beziehungen geht geradezu auf die Reformation zurück. Der erste englische Lobredner der Schweiz war der Bischof John Bale, der um die Mitte des 16. Jahrhunderts als religiöser Flüchtling in Basel, Zürich und Genf gewilt hat. Aber wenn sich auch das konfessionelle Element aus den beidseitigen Beziehungen kaum je ganz verlor, so trat es mit der Zeit doch zurück gegenüber dem politischen Interesse. Zwei der sogenannten „Königsmörder“, d.h. Richter König Karls I., nämlich Ludlow und Broughton, liegen in Vevey begraben. Seither bildeten die demokratischen Einrichtungen und die revolutionäre Vergangenheit der Schweiz Hauptanziehungspunkte für das Inselvolk, das hierin Parallelen zu sich selbst entdecken konnte. Byrons Apostrophe an das Schlachtfeld von Murten (*Childe Harold*, III, 68) und seine Hymne auf Bonnivard (*The Prisoner of Chillon*) sind weltberühmte Krönungen dieser politischen Sympathie. Es wäre freilich falsch, in Byron uneingeschränkte Vorliebe für unser Land vorauszusetzen. Er hat über dasselbe in seinen Briefen mehrere peinliche Bemerkungen gemacht, und abschließend zu einem Freund gesagt: „er sei ganz zufrieden, die Schweiz gesehen zu haben, nur leben möchte er lieber in der Türkei.“ Seine südöstlicher gerichtete Sehnsucht hat ihn aber nicht gehindert, auch der Gebirgswelt der Schweiz ein Denkmal zu setzen – ein so schönes, als sie je erhielt, und zwar in der Szenerie zu seinem Drama *Manfred*. Byron besitzt in dieser Erfassung des pittoresken Reizes der Schweiz eine große Anzahl Vorläufer in seinem eignen Volk, seit Milton auf der Rückkehr von Italien im Jahre 1639 die Alpen überschritten und allem Anschein nach in seinen Dichtungen mehrfach auf sie angespielt hat. Byron besitzt ferner in diesem Punkt, wie übrigens auch in seinem Verhältnis zum heroischen Charakter der ältern Schweizergeschichte, einen großen Nachfolger, der mit seinem geistigen Auge so deutlich sah, wie jener mit leibhaftigem Blick. Dieser große Nachfolger ist Walter Scott. Es ist ein merkwürdiges Zusammentreffen, dass weder der Dichter der *Anne of Geierstein*, noch der Dichter des *Wilhelm Tell* je in der Schweiz gewesen sind.

*

¹⁾ Marburg a. d. Lahn, 1925 (Viertes Beiheft der Zeitschrift *Die neuen Sprachen*). Eduard Ziehen hat schon 1922 ein ähnliches Themn behandelt in seinem ausgezeichneten Buche *Die deutsche Schweizerbegeisterung in den Jahren 1750–1815*, wozu 1925 gewissermaßen als Ergänzung der Essai erschien: *Friedrich der Große und die Schweiz* (Bd. 38 der Sammlung *Die Schweiz im deutschen Geistesleben*).

Gerold Meyer v. Knonau übersetzte und kommentierte im Jahre 1891 eine der interessantesten Chroniken der Schweiz: die von Ekkehart IV. verfassten *Casus Sancti Galli*. Nach 34 Jahren ist eine neue Auflage nötig geworden.¹⁾ Gute Bücher werden bei uns geschont. Placid Bütler besorgte zeitgemäß und geschickt die neue Ausgabe auf Grund der ältern. Mit großer Freude gibt man sich dem verjüngten Texte hin. Ekkeharts Klosterchronik entstammt einer törrichten Denkweise, welcher der historische Sinn nichtsdestoweniger sehr viel verdankt – sie entstammt dem Glauben an „die gute alte Zeit“. Aus der ihm widerwärtigen Epoche der strengen cluniacensischen Reform flüchtete sich Ekkehart in eine vergangene freie Klosterherrlichkeit. Er hatte die Geschichte der Bruderschaft nicht bis in die Anfänge zurückzuverfolgen, denn diese waren längst aufgezeichnet. Er kam auch nicht dazu, die Ereignisse und Personen bis auf seine Zeit hinauf zu verfolgen. Sein Bericht, der um 860 einsetzt, bricht mit dem Jahr 972 ab. Ekkehart selber ist aber erst um 1060 gestorben. Was ihn die Erzählung so früh abbrechen ließ, ist unbekannt – sein Buch gibt darüber keine Auskunft, und Andeutungen andernorts sind nicht vorhanden. Aber wenn auch ein Fragment, ist Ekkeharts Werk doch inhaltsreich. Er kann seine Charakteristiken bedeutender Mönche wie Notkers, Tutilos, Ratperts, Ekkeharts I. u. a. abwechseln lassen mit Berichten von Besuchen höchster Herren wie Kaiser Karls III. und Ottos I. Es liegt ferner in seinem Stoff, dass neben den Bericht stiller Klostertätigkeit dramatische Höhepunkte wie die Einfälle der Ungarn und Sarazenen zu stehen kommen. Aber seine Darstellung ist oft so breit, oder so dunkel, oder so fehlerhaft, dass sie nie zu ihrer sagenhaften Berühmtheit hätte gelangen können, wenn sie nicht noch eine weitere Schwäche besäße: die Schwäche für Anekdoten. Was Ekkehart nebenbei an kleinen Zügen klösterlicher Komik und Tragik einflucht, ist so herrlich vorgebracht, dass ihm dafür, so gut wie dem unbekanntem Verfasser des *Novellino* oder dem bekannten des *Schatzkästleins*, der Name eines großen Erzählers gebührt. In diesen kleinen Geschichten Ekkeharts verrät sich ein tief zartes Gemüt, ein klarer Psycholog, ein unübertrefflicher Schalk. Es gibt meines Wissens noch keine ausreichende Würdigung dieser epischen Kleinode. Und das ist nicht verwunderlich. Denn die historiographische Literatur der Deutschen ist seit altersher ein Stiefkind, wo nicht ein verleugnetes Kind der deutschen Literaturgeschichte. Es gibt von diesen Anekdoten nach meiner Meinung aber auch noch keine kongeniale Verdeutschung – d. h. eine solche, woraus Ekkehart als Dichter spräche. Der unvergessliche Paul von Winterfeld hat in seinen *Deutschen Dichtern des lateinischen Mittelalters* ein Vorbild gegeben, wie der Poesie jener Generationen beizukommen ist. Paul von Winterfeld entbehrt bis heute eines Nachfolgers für das Gebiet der Prosa der nämlichen Zeit. Scheffel hat seinen Roman, Gustav Freytag hat sein Geschichtswerk mit Stellen aus Ekkehart geschmückt. Es bleibt noch zu zeigen übrig, dass die nämlichen Stellen, und vielleicht noch einige weitere, sehr wohl aus eigener Kraft literarisch fortleben könnten.

FRITZ ERNST

¹⁾ Leipzig. Dycksche Buchhandlung. 1925. (Band 38 der *Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit*.)